

Bettina Völter

„Ich bin diesen Feind noch nicht losgeworden“

Verschärfter ‚Identitätsdruck‘ für ostdeutsche junge Erwachsene vor und nach der Wende

„Eine Variante wär doch einfach Bürgerkrieg ne? Das fand ich auf einmal total gut dacht ich oooh, echt, Bürgerkrieg hättste richtig LUST. Was muß ich für einn Haß geschluckt ham, des war ne richtig schöne Vorstellung. Dacht ich: Würdest so die Knarre nehmen und die blödn Wessis ordentlich wegballern, ja? Des is ja so verrückt ich, ich bin da jeden Tach, und das sind meine Freunde, ne? /mhm/ Aber irgndwas is da trotzdem noch, wo ich so denke, abgrenzn, nur abgrenzn und ((lacht)) nur so, so Fraktionen bilden die dann nur noch, ((lachend)) Ostprodukte kaufen, nur noch Ostleute einstellen, nur noch Ostleute einladen zu Feten oder so richtig so, die Grenze wieder aufbauen eigentlich heißt das ja, ne?“¹

Diese Äußerung weckt einige Fragen: Woher nur diese Aggression? Wer spricht? In welchem Kontext? Es handelt sich offenbar um einen ‚Ossi‘ männlichen oder weiblichen Geschlechts, dem die politische Wende Probleme macht. Daher wohl die Aggression gegen die „blöden Wessis“. Die allerdings scheint überdurchschnittlich stark zu sein, verglichen mit anderen uns geläufigen Aussagen über den deutsch-deutschen Vereinigungsprozeß. Von „abgrenzen“ ist allenthalben die Rede – aber von Bürgerkrieg? Wie alt mag wohl diese Person sein? Ihrer Ausdrucksweise nach jung, aber vermutlich hat sie schon allerhand erlebt, sonst hätte sie nicht einen

1 Die auf Tonband aufgezeichneten Interviews wurden nach üblichen Regeln in ihrer hörbaren Gestalt transkribiert. Zur besseren Lesbarkeit wurden für die Veröffentlichung auch Punkte und Kommata gesetzt, wenn dies einem kurzen Absetzen des Sprechers korrespondiert. Gedankenstriche in Klammern zeigen die Pausen in Sekundenlänge an (pro Sekunde ein Strich), Großschreibung bedeutet lautes Sprechen, /.../ schließen die Reaktionen der Interviewerin ein. Zu den Transkriptionsregeln vgl. ansonsten Gabriele Rosenthal, „Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun.“ Zur Gegenwärtigkeit des „Dritten Reiches“ in Biographien, Opladen 1990, 256.

solchen „Haß geschluckt“: War sie ideologisch fest mit dem DDR-Staat verbunden und fühlt sie sich nun, wie manch andere Ostbürger/innen, vom „imperialistischen Westen kolonisiert“? Ist sie „abgewickelt“ worden? Wir erfahren, daß sie immerhin – trotz Aggression und Abgrenzungstendenzen – Freundschaften mit ehemaligen Westbürger/inne/n pflegt. Unklar bleibt, mit wem diese Person spricht. Sie nimmt kein Blatt vor den Mund und fordert ihre/n Gesprächspartner/in immer wieder auf, Rückmeldung zu geben. Sie könnte sich im Dialog mit dem oder der Zuhörer/in befinden. Offen bleibt, ob diese/r selbst Ost- oder Westbürger/in ist.

Ohne die Fragen aufzuklären, möchte ich zunächst noch eine andere Reaktion auf die Vereinigung beider deutscher Staaten vorstellen. Bewußt mache ich auch hier keine weiteren Angaben, um nicht vom Text abzulenken:

„Un man muß sagen die erste Zeit, wo ich in (-) K. studiert habe (-), bin ich ja immer von Ostberlin (-) bis Wannsee mitter S-Bahn gefahrn. Ich bin dort ein halbes Jahr lang (-) so gut wie nicht (-) ausgestiegen und mal irgendwie n Stückchen weiter weg vonner Bahnlinie jegangn (-) ((leise)) bin immer nur durchgefahrn. Höchstens mal am, am Zoo, Tach über (-) und da mal gekiekt weil das ((lebhaft)) muß man eben gesehn haben ne (-) denkt man so (-). Und äh=äh, ansonsten (-) war mir das einfach zu unheimlich (-). Vielleicht isses so son son (-) vielleicht isses son Gefühl vo von von (-) ich kann-, nee das das triffts auch nich (-) Angst vor Unterlegenheit wollt ich sagen (-) aber ne Scheu davor, ((sehr lebhaft)) ne Scheu davor, die Angst bekommen zu können in der direkten Konfrontation mit jemanden.“

Hier berichtet jemand, der oder die ebenfalls Mühe hat, sich mit den neuen Verhältnissen der Nachwendegesellschaft abzufinden, aber auf vollständig andere Weise als die Person, die wir im ersten Zitat kennengelernt haben. Von der Tendenz, sich mit dem Rückzug auf's Vertraute vor den Unwägbarkeiten des Vereinigungsprozesses zu schützen, hört und liest man immer wieder. Erstaunlich ist allerdings auch in diesem Fall die Dramatik der Reaktion. Die vielen Pausen, das leise Sprechen, das Stottern weisen darauf hin, daß über die Angst, daß man als Verlierer aus einer „Konfrontation“ mit Westbürgern hervorgehen könnte, kaum gesprochen werden kann. Statt ‚sich auszuprobieren‘, bewegt sich diese Person offenbar in ihrem Alltag in vertrauten Räumen. Auffällig ist, daß im Gegensatz zur ersten, diese zweite Person keinen Dialog mit der Westseite sucht und ihre Emotionen in bezug auf den Vereinigungsprozeß kaum artikulieren kann. Man könnte die Reaktion, die im ersten Zitat deutlich wird, mit ‚Aggression‘ umschreiben und im zweiten Fall von ‚Abschottung‘ sprechen. Aggression und Abschottung möchte ich im folgenden

als zwei typische² Reaktionsweisen auf den deutsch-deutschen Vereinigungsprozeß bezeichnen und versuchen, sie in ihrer Entstehungsgeschichte zu erklären.

Zunächst aber zur Frage, wer spricht. Die Äußerungen entnehme ich zwei lebensgeschichtlichen Interviews mit ostdeutschen jungen Erwachsenen, die ich als Westdeutsche Ende 1992 geführt habe.³ Wie bereits die Zitate andeuten, haben die beiden Interviewpartner/innen – bis auf ihr Geburtsdatum: 1965 – oberflächlich betrachtet nichts gemeinsam. Die erste, Claudia Herrmann⁴, arbeitete als Krankenschwester in einer kirchlichen Institution und war zeitweise auch in der Bürgerbewegung aktiv, die zweite Person, Hans Albrecht, war zu DDR-Zeiten Offizier der *Nationalen Volksarmee* (NVA) und Mitglied der *Sozialistischen Einheitspartei* (SED). Wer von beiden Interviewpartner/inne/n also wünscht sich den „Bürgerkrieg“ zwischen Ost- und Westdeutschen? Wäre es Hans Albrecht, könnte man zwar erschreckt über seine nachhaltige Aggressivität und den offen artikulierten Militarismus sein, beides aber vielleicht mit der langjährig ideologisch aufgeladenen Erziehung und der heutigen Entwertungserfahrung zu erklären versuchen. Es ist aber Claudia Herrmann, die bürgerbewegte Krankenschwester und heutige Studentin in West-Berlin, die sich so heftig von ihrem neuen Umfeld abgrenzen muß. Das scheint auf den ersten Blick weit unverständlicher. Und warum, so drängt sich die Frage auf, wagt Hans Albrecht dagegen nur so zögerlich, dem ehemaligen Klassenfeind zu begegnen?

Um hier zu tieferen Einsichten zu kommen, genügt es nicht, sich ausschließlich dafür zu interessieren, wie junge DDR-Bürger/inn/en nach der politischen Wende in Deutschland zurecht kommen. Wir müssen auch fragen, was sie zu DDR-Zeiten erlebt haben, und inwiefern diese Erfahrungen ihr Erleben und Handeln heute mitbestimmen. Mit Hilfe der erzählten Lebensgeschichten läßt sich die Entstehungsgeschichte der beiden Handlungstypen – Aggression und Abschottung – rekonstruieren⁵. Nur auf diese Weise gelingt es auch, beide auf den ersten Blick so

2 Von „typisch“ wird hier nicht im Sinne einer numerisch nachweisbaren Verallgemeinerbarkeit gesprochen, sondern im Sinne einer kasuistischen Logik. Dazu: Heinz Bude, Der Fall und die Theorie. Zum erkenntnislogischen Charakter von Fallstudien, in: Gruppendynamik 19 (1988), 421–427.

3 Die vorgestellten Ergebnisse entstanden im Rahmen einer Diplomarbeit am Otto-Suhr-Institut, FU Berlin. Für die wissenschaftliche und persönliche Betreuung danke ich herzlich Roswitha Breckner, Institut für Soziologie an der TU Berlin, für zahlreiche kritische Diskussionen Thomas Schäfer. Zur Interviewmethode: Fritz Schütze, Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien. Studienbrief der FernUniversität Hagen, Kurseinheit 1, Fachbereich Erziehungs-, Sozial- und Geisteswissenschaften 1987.

4 Alle Namen wurden anonymisiert, die Ortsnamen verändert.

5 Zur Methode der Textanalyse: Gabriele Rosenthal, „Wenn alles in Scherben fällt ...“. Von

unterschiedlichen Fälle auf ihre Gemeinsamkeiten hin zu untersuchen und damit die Handlungsprobleme und gegebenenfalls auch die Generationsspezifika derjenigen, die nach dem Mauerbau in der DDR geboren wurden, zu konturieren.⁶

Claudia Herrmann: „Da hatt ich aber wirklich Angst“

Claudia Herrmann wird 1965 in einer Kleinstadt im südlichen Ostdeutschland geboren. Als sie drei Jahre alt ist, lassen sich ihre Eltern scheiden. Sie wächst bei der Mutter auf. Ihr Vater, der – wie Claudia argumentiert – die Flucht seiner Eltern und Geschwister in die ehemalige Bundesrepublik nicht verkräftet hat, wird alkoholabhängig. Claudia hat sporadischen Kontakt zu ihren Großeltern väterlicherseits in der Bundesrepublik. Ihren Vater sieht sie selten. Sie wird *Pionier* und stellvertretende Leiterin der *Freien Deutschen Jugend* (FDJ), kann die *Erweiterte Oberschule* besuchen und beginnt nach deren Abschluß ein Lehrerstudium. Dieses bricht sie nach einem halben Jahr wieder ab, macht stattdessen eine Krankenschwesterausbildung in einer kirchlichen Institution und stellt 1986 einen Ausreiseantrag, den sie kurze Zeit später wieder zurückzieht. Seit 1990 studiert Claudia in West-Berlin Ernährungswissenschaften.

Auf meine das Gespräch eröffnende allgemeine Frage nach ihrer Lebensgeschichte berichtet Claudia Herrmann zunächst über ihre Familie:

Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration, Opladen 1987; dies., Hg., „Als der Krieg kam...“, wie Anm. 1, 241–251; dies., *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte*, Habilitationsschrift, Frankfurt am Main (im Druck).

6 Zur Generationsspezifika dieser Jahrgänge gibt es m. E. bislang nur eher unbefriedigende Antworten. So argumentiert z. B. die Forschergruppe um Dieter Geulen, die „Generation der um 1960 Geborenen“ habe eine größere Distanz als andere Jahrgänge zum untergegangenen DDR-System gehabt, da die jugendliche Entwicklungsphase dieser DDR-Bürger/inn/en in die Zeit der zunehmenden Legitimationsprobleme des DDR-Staates gefallen sei. Ich halte es für fragwürdig, damit eine Generationsspezifika zu definieren und daraus abzuleiten, daß „diese Generation im Vergleich zu den vorangehenden dem untergegangenen System am wenigsten nachtrauert und vielleicht am besten in der Lage ist, sich mit den neuen Verhältnissen pragmatisch zu arrangieren“, s. Dieter Geulen, *Typische Sozialisationsverläufe in der DDR. Einige qualitative Befunde über vier Generationen*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 26–27 (1993), 37–44. Die Fragen sind erstens, wie oberflächlich ein solches Arrangement vielleicht ist (man denke zum Beispiel an die vergleichsweise geringe Arbeitslosigkeit innerhalb dieser Altersgruppe), und zweitens, wie lange es andauert beziehungsweise an welche gesellschaftlichen Strukturen es gebunden ist und ob diese Strukturen sich erhalten werden.

„Ich bin, ähm ich=war mit meiner Mutter alleine. Mein Vater (-) hat=angefangen zu trinken und sie hat sich von ihm scheiden lassen, und hatte auch keine Geschwister und (-) wir waren also nur (-) zu zweit (-). Und (-) meine=Mutter war eher so (-) mm (-) nich=nich für diesen Staat aber auch in keiner also nich wirklich dagegen sondern eher so, sich möglichst raushalten und (-) äh trotzdem versuchen durchzukomm.“

Claudia Herrmann beginnt ihre biographische Selbstpräsentation mit einem Bericht über die Scheidung ihrer Eltern. Diese Spaltung der Familie⁷ ist für sie offenbar bis heute von zentraler Bedeutung. Nun kann man darin noch nichts DDR-Spezifisches entdecken und einwenden, Claudia habe eben die typischen Probleme von Scheidungskindern⁸. Es fällt allerdings bereits in dieser ersten Sequenz des Interviews auf, daß ihre familiäre mit einer politischen Problematik verwoben ist. Claudia Herrmann erzählt im folgenden, daß ihr ihre Mutter mit der Begründung, sie sei alleinstehend und wage daher kein politisch auffälliges Verhalten, den Besuch der *Christenlehre* – und damit, so können wir hinzufügen, die Möglichkeit zu einer alternativen Sozialisation im DDR-Staat – verweigert habe. Sehen wir uns den Interviewanfang auf die Abfolge der Themen hin an, stellen wir fest, daß Claudia zunächst von ihrer gespaltenen Familie und dann von der Angst ihrer Mutter vor politischen Repressionen erzählt. In der dritten Sequenz der Selbstpräsentation liegt ein Schlüssel zum Verständnis der Fallgeschichte: Claudia erzählt ein Erlebnis, „was mir immer mal wieder eingefallen ist mit der Wende“. Sie spricht nun von ihrer eigenen Angst. In der Schule habe sie erfahren, daß die Sicherheit der DDR von außen bedroht sei. Die Interviewpartnerin führt an dieser Stelle ihre Großeltern väterlicherseits ein, die in der Bundesrepublik leben. Kopräsent ist damit die Figur des Vaters, und das Thema ist also auch hier die Spaltung der Familie, diesmal im doppelten Sinne: durch die Scheidung und durch die deutsche Teilung. Zur Textstelle: Claudia hat Angst, und ihre Mutter vermag sie nicht zu trösten:

7 Helm Stierlin und Michael Wirsching führen den Begriff ‚gespaltene Familie‘ vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen als Familientherapeuten für ein mehrere Generationen einschließendes Muster ein. Sie bezeichnen damit Familien, bei denen es zur Bindung des Kindes an einen Elternteil bei gleichzeitiger Entwertung des andern kommt. Vgl. Helm Stierlin u. Michael Wirsching, *Krankheit und Familie*, Stuttgart 1988. In Claudias Familie kommt bereits die Generation ihrer Eltern aus gespaltenen Familien: Der Vater der Mutter verließ die Familie in den fünfziger Jahren und setzte sich in die BRD ab. Die Spaltung von Claudias Vaterfamilie wird ebenfalls mit der Flucht der väterlichen Eltern und Geschwister in die BRD manifest.

8 Entwicklungspsychologischen Untersuchungen zufolge sind Kinder in den ersten drei Lebensjahren von Disharmonien in der Familie besonders bedroht, weil sie in diesem Alter versuchen, sichere Objektbeziehungen auszubilden. Scheidungen wirken sich in dieser Zeit besonders negativ auf das Vertrauen des Kindes in seine Außenwelt aus. Vgl. beispielsweise Leo Montada u. a., *Entwicklungspsychologie*, 2. Aufl., München u. Wien 1987, 198 f.

„Da konnt ich mal abends nich schlafen, und hab sie dann geholt und hab gesagt: Ich kann nich schlafen weil ich hab solche Angst daß die mich überfallen ausm Westen' und (-) und da hat sie gesagt: ‚Aber wieso des is doch Quatsch‘. Und dann, also ich hab meine Großeltern im Westen gehabt: ‚Guck mal da is doch die Oma und der Opa und die=die wollen dich doch nich überfallen des is doch Quatsch‘. Und da hatt ich aber wirklich Angst weil=weil, irgendwie uns oder für mich war das wirklich so erzählt worden als ob da wirklich nur so ganz ganz böse Leute wohnen ne? Also des war sone Geschichte von der=Berliner Mauer, also ich wohnte nich in Berlin sondern in S., die hab ich also nie gesehen, und war mir nur sowas ganz Gruseliges eben (-) geschildert worden. Und (-) an dieser Mauer würden halt immer so=so Amis und Westdeutsche stehen und vergiftete Kaugummis rüberwerfen, und=und die Leute dann so hinterrücks abknallen oder so. Und=und da=da war auch in der=der Schule son, son Beispiel von diesem Reinhold Huhn, der is äh da irgendwie tatsächlich umgekommen, is aber nich ganz klar jetzt warum, aber da is des eben erzählt worden, der wäre so hinterrücks erschossen worden, und und dann=dann so erzählt, daß da=immer Leute sitzen und so die=die DDR-Leute verhöhnen und eben ((lachend)) vergiftete Kaugummis rüberwerfen. Und=und das hat mir richtig Angst gemacht (-) und das is sowas, was glaub ich ne ganze Weile so irgendwo so ganz tief saß, daß eigentlich, daß das schon die Feinde sind (-) da drüben (-). Und (-) ja ich bin bei den Pionieren gewesen und des war, auch überhaupt keine Frage (-).“

Claudia Herrmann erzählt die Genese ihres West-Feindbildes. Die Geschichten, die sie in der Schule hört, sollen davon überzeugen, wie notwendig es für die DDR sei, sich abzugrenzen. Das Schicksal von Reinhold Huhn, der als Grenzer tatsächlich vom Westen aus erschossen worden war, benutzten die DDR-Propagandisten des Kalten Krieges als Beispiel für die aggressive Haltung des Westens. Aber in Claudias Phantasie werden die „DDR-Leute“ – und damit auch sie selbst („daß die mich überfallen“) – nicht nur mit Waffen bedroht, sondern zudem „verhöhnt“. Und heimtückisch locken die „Westmenschen“ sie mit ihren vergifteten Geschenken.

Inwiefern aber hängen die Spaltung der Familie und die Angst, von der Claudia uns bisher berichtet hat, mit der Genese ihres Feindbildes zusammen? Die Gesprächspartnerin stellt sich als Opfer der Scheidung sowie der deutsch-deutschen Teilung dar. Aus ihrer Perspektive dramatisiert geradezu die staatliche die familiäre Spaltung. Claudias zentrales Problem ist, daß nicht nur in der Familie infolge der Scheidung, sondern auch staatlicherseits durch die Mauer ein Bekenntnisdruck auf sie ausgeübt wurde. Sie mußte sich zwangsläufig dafür entscheiden, auf der Seite der Mutter und damit auch der DDR zu stehen, hat aber Angst, deshalb vom Vater und von den Großeltern im Westen mit Mißachtung gestraft zu werden. Es ist die Mutter, die in der erzählten Geschichte den staatlichen in den familialen Konflikt übersetzt. Ihr gelingt es nicht, die Tochter zu trösten, nicht obwohl, sondern gerade

weil sie die Großeltern ins Spiel bringt.⁹ An anderer Stelle im Interview erwähnt die Erzählerin bitter, daß sie als Scheidungs- und DDR-Enkelkind von den Großeltern väterlicherseits – die übrigens die einzig lebenden sind – immer belächelt und als Außenseiterin behandelt worden sei. Um die Angst, nicht als ‚richtiges‘ Enkelkind anerkannt zu werden, zu minimieren, muß sich Claudia von ihnen abgrenzen – wie vom Vater, den sie nur in seiner negativ besetzten Identität als Alkoholiker einführt. Sie erwähnt ihn im selbststrukturierten Teil des Gesprächs¹⁰ nicht mehr und demonstriert damit, daß sie ihn von ihrer Lebensgeschichte abgespalten hat. In der Schule wird Claudia nun ein Feindbild angeboten, das sie auch vor einer potentiellen Kränkung seitens der Großeltern schützen kann. Sie reagiert so sensibel – mit Schlafstörungen – darauf, weil die Unsicherheiten und Ängste, die sie in bezug auf die Vaterfamilie hat, dadurch verstärkt werden. Aber indem sich bei ihr emotional „tief“ verankert, daß „das schon die Feinde sind da drüben“, kann sie die unerfüllbaren Sehnsüchte nach einer vollständigen Familie verleugnen und den ‚Auftrag‘¹¹ der Mutter annehmen, sich im DDR-Staat anzupassen – das heißt, bei den *Pionieren* und nicht bei der *Christenlehre* mitzumachen.

Auffällig ist, daß das West-Feindbild hier nicht nur kognitiv vermittelt und von außen oktroyiert wird, sondern auch emotional eng mit einem familialen Konflikt verwoben ist. Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen können wir anneh-

9 Folgt man Piagets Überlegungen zur kognitiven Entwicklung des Kindes, wird deutlich, daß Claudia das Argument der Mutter, die Großeltern wollten sie doch nicht überfallen, gar nicht so ohne weiteres gegen ihre Ängste richten kann. Ein Kind im Alter zwischen vier und sieben Jahren, das sich auf der „präoperationalen Stufe“ befindet, kann nur in einer Dimension denken und Informationen nicht rearrangieren. Darüberhinaus neigt selbst noch ein Schulkind, das auf der „konkret-operationalen Stufe“ zu denken lernt, dazu, eigene Hypothesen für den Ausdruck objektiver Tatsachen zu halten und andere Fakten in der Regel so lange umzuinterpretieren, bis sie mit seinen Annahmen übereinstimmen. Vgl. Rolf E. Muuss, *Jean Piagets Theorie der kognitiven Entwicklung in der Adoleszenz*, sowie David Elkind, *Egozentrismus in der Adoleszenz*, in: Rainer Döbert u. a., *Entwicklung des Ichs*, 2. Aufl., Königstein im Taunus 1977, 90–108.

10 Der erste, vom Interviewpartner selbststrukturierte Teil des narrativen Interviews wird als ‚Eingangserzählung‘ verstanden. Nach einer offenen ‚Eingangsfrage‘ (hier: nach der Lebensgeschichte) kann er/sie sprechen, ohne durch Fragen des Interviewers im Redefluß unterbrochen zu werden.

11 Ich verwende im folgenden den Begriff ‚Auftrag‘ in der Bedeutung, wie er in theoretischen Arbeiten zur Familientherapie von Helm Stierlin gebraucht wird. Stierlin weist auf die Vergleichbarkeit von ‚Aufträgen‘ oder ‚Missionen‘ und Rollen hin, die innerhalb der Familie ‚zuteilt‘ oder verinnerlicht werden. Über den Rollenaspekt hinaus sieht Stierlin im ‚Auftrag‘ aber auch „eine Dimension des Vertrauens, der Verpflichtung, der persönlichen Bedeutung und Treue enthalten, kurz eine vertragsartige, ethische Dimension, die in den Worten Rolle und Sozialisierung nicht enthalten ist.“ Kinder gewinnen, indem sie die „Aufträge“ ihrer Eltern loyal ausführen, „Selbstachtung, Wichtigkeit und Integrität“. S. Helm Stierlin, *Delegation und Familie*. Beiträge zum Heidelberger familiendynamischen Konzept, Frankfurt am Main 1978, 27. Ich beziehe mich

men, daß die Feindbilder des Kalten Krieges oft wesentlich resistenter sind, als wir gemeinhin glauben. Kein Zufall ist es deshalb auch, daß der Interviewpartnerin die bedrohliche Geschichte mit den feindlichen „Westmenschen“ „mit der Wende“ wieder eingefallen ist, daß sie also offenbar auch einen Gegenwartsbezug hat.

Claudia Herrmann liebt dramatische Erzählungen. Ihre weitere Lebensgeschichte liest sich wie ein Krimi: Es gibt Feinde und Beschützer, Gute und Böse. Claudia zählt sich bis zum Abitur zu denjenigen, die der Staat als „Gute“ ansieht. Sie läßt sich während der Schulzeit nicht ohne Rückschläge und Angst auf ein DDR-Leben mit Karriereaussichten ein. „Und gekippt ist es dann mit dem Abitur“, eröffnet sie das zweite ‚thematische Feld‘¹² ihrer Eingangserzählung. Geht es bis dahin um die Genese ihres West-Feindbildes und ihre Integration in die Sozialisationsagenturen des DDR-Staates, erklärt Claudia in allen folgenden Sequenzen, wie ihr der DDR-Staat zum Feind geworden sei. Sie erzählt, daß sie ein Lehrerstudium beginnen habe müssen, weil der Wunsch, Medizin zu studieren, ihr trotz Abitur mit Auszeichnung verweigert worden sei. Das sei umso bitterer gewesen, als ihr Freund Klaus sich für die *Staatssicherheit* (Stasi) verpflichtet habe und deshalb das Studium aufnehmen habe können. Claudia schlußfolgert, „daß ich da schon so langsam anfang rauszufallen aus dem Sieb wo man sich so die Guten raussortiert“. Sie fügt sich, schließt sich aber einer Friedensgruppe der *Evangelischen Hochschulgemeinde* an, um ein bißchen gegen die braven Kommilitoninnen zu rebellieren. Gemeinsam schreiben sie Briefe an Bundeskanzler Kohl, um ihn für Abrüstung zu gewinnen. In ihr Internatszimmer hängt sich die Studentin ein Palästinensertuch mit dem Slogan: „Stell Dir vor, es ist Krieg und keiner geht hin“, einem Spruch der Friedensbewegung im Westen. Für Claudia bedeutet die Politik vor allem einen Autonomiegewinn gegenüber ihrer Mutter, die mit dem Hinweis, wie gefährlich sie sich verhalte, die Aktivitäten ihrer Tochter zu unterbinden versucht. Für Claudia

auch deshalb auf Stierlin, weil er mit familientherapeutischen Ansätzen den Dialog zwischen den Generationen über die Nazizeit untersucht. Er fragt, wie sich die NS-Vergangenheit der Betroffenen auf verschiedene Generationen von Beteiligten und Nichtbeteiligten auswirkte und noch auswirkt. Vgl. ders., *Individuation und Familie. Studien zur Theorie und therapeutischen Praxis*, Frankfurt am Main 1989, 159–180.

12 Bei der Textanalyse geht es darum, die Gesamtsicht der Interviewpartner/innen, den Sinnzusammenhang, aus dem gesprochen wird, zu entschlüsseln. Dies gelingt dann, wenn die temporalen und thematischen Verknüpfungen der einzelnen Themen, die – so die Annahme – nicht zufällig in dieser Reihenfolge im Interview auftauchen, rekonstruiert werden können. Als ‚thematische Felder‘ werden in Anlehnung an Aron Gurwitsch Sequenzen von wechselseitig aufeinander bezogenen Themen bezeichnet, die in einem Sinnzusammenhang stehen, der Aufschluß über den Charakter der Auswahl und die Struktur der erzählten Erinnerungen gibt. Vgl. Rosenthal, *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte*, wie Anm. 5.

aber beginnt der bisherige Feind im Westen interessant zu werden, sicher auch, weil ihr Vater soeben gestorben ist und sie sich offensichtlich voll mit der Tragik seines Schicksals als zurückgebliebenes Familienmitglied auseinanderzusetzen beginnt. Zwischen Claudia und ihrem Vater steht über dessen Tod hinaus die Frage, wie weit er sich mit der *Staatssicherheit* eingelassen hat, um Mitte der sechziger Jahre seine Familie im Westen besuchen zu dürfen. Claudias Verknüpfung der drei Themen Tod des Vaters, *Staatssicherheit* und Westen, ihre Ambivalenzen während eines Stasi-Verhörs, später ihr Ausreiseantrag und ihre Ängste in bezug auf die heute geöffneten Stasi-Akten sind vor diesem Hintergrund zu sehen.

Claudias friedenspolitisches Engagement endet jäh. Sie wird zur *Staatssicherheit* zitiert. Dieses Erlebnis stellt die Interviewpartnerin in einer dramatischen Erzählung dar: Als ihre Mutter von der Vorladung erfährt, bricht sie in Tränen aus. Claudia spielt ihr daraufhin das anti-faschistische Konstantin-Wecker-Lied „Willy“ vor. „Des hatte irgendsowas Kämpferisches“, erklärt sie heute. In der Erzählung kommt allerdings deutlich die Angst zum Ausdruck, die Claudia diesmal nicht vor den „Westmenschen“, sondern vor dem Offizier der *Staatssicherheit* hat, der sie verhört:

„Und ich war sehr aufgeregt. Und daß er nett war beruhigte mich auch. Also ich hatte eigentlich Angst, daß ich da einfach so angebrüllt werde oder so (-). Aber war eher so ähm, so, bißchen klug, charmant, nett, also ich denke das das war auch nich zufällig aber (-) gut.“

Claudia schildert den massiven ‚Identitätsdruck‘¹³, der von dieser Vaterfigur auf sie ausgeübt wird: Sie kämpft nicht als Heldin wie „Willy“, sondern darum, nicht völlig in eine Oppositionsrolle gedrängt zu werden, und steht Rede und Antwort. Der Stasi-Offizier will sie daraufhin wiedersehen. Sie reagiert ablehnend und hat infolge des Verhörs panische Angst vor weiteren Konsequenzen. Um sich gegen die Verlockungen, als potentielle „Inoffizielle Mitarbeiterin“ der *Staatssicherheit* zu den „Guten“ zu gehören, und die Bedrohung, die von diesem ‚Identitätsdruck‘ ausgeht, zu schützen, grenzt sich Claudia nun vom DDR-Staat und seinen Funktionär/inn/en ab, und zwar indem sie diese als interessanterweise „faschistische“

13 Unter ‚Identitätsdruck‘ verstehe ich im folgenden den Zwang, sich für oder gegen eine vorgegebene Identität entscheiden zu müssen, beziehungsweise die subjektive Erfahrung, ohne Entscheidungsspielraum in eine vorgegebene Rolle gedrängt zu werden. Hinter diesem Druck steht nach dieser Definition die Frage: ‚Auf welcher Seite stehst du?‘, die man geradezu als für kommunistische Parteien typische Frage bezeichnen kann. Dahinter steht auch ein Lagerdenken, das weder Veränderung noch Gestaltungsspielräume zuläßt.

Feinde deklariert, was sich ja bereits in der Erzählung über das Wecker-Lied andeutet und an anderer Stelle in Formulierungen wie „Naziweib“ (statt: parteitreue Lehrerin) und „Sicherheitsdienst“ (statt: *Staatssicherheit*) klar zum Ausdruck kommt. In der biographischen Erzählung dramatisiert sie ihre Abgrenzung und kann damit den auch aufgrund der Textanalyse naheliegenden Verdacht minimieren, sie hätte beim Verhör zu viel gesagt. Claudia richtet sich also gegen die SED-Ideologie, nach der sich ja alle Nazis im Westen befunden hätten, aber auch gegen eine Haltung ihrer Mutter. Deren Vater verließ seine Familie, als seine Tochter zwölf war, und zog in den fünfziger Jahren in die Bundesrepublik. Die Mutter bezeichnete ihn vor ihrer Tochter Claudia grundsätzlich als „Nazi“ und unterstellte damit, daß er als Jurist in NS-Verbrechen verstrickt gewesen wäre und sich deshalb in den Westen abgesetzt hätte. Der Faschismusvorwurf steht demnach in der Lebensgeschichte der Mutter in Zusammenhang mit ihrem Vater und der Bundesrepublik. Claudia übernimmt zwar ein Deutungsmuster, das bereits von ihrer Mutter zur Abgrenzung gebraucht wurde, stellt aber dar, wie sie nun nicht in der Bundesrepublik, sondern im DDR-Staat den faschistischen Feind sieht. Unter dem ‚Identitätsdruck‘ ersetzte sie also ihr altes West-Feindbild durch den Faschismus-Vorwurf gegen den DDR-Staat und deutet damit an, daß sie nach dem Tod ihres Vaters den Westen mit positiven Gefühlen besetzen konnte. Ihr Fragezeichen in bezug auf den Vater bleibt: War er ein schuldloses Opfer der Stasi oder einer von ihr?¹⁴ Claudia bricht ihr Studium ab, was in der DDR als Leistungsverweigerung und deshalb als eine Art Opposition gewertet wurde,¹⁵ und beginnt eine Ausbildung bei der *Evangelischen Kirche*. Aus den Oppositionellengruppen zieht sie sich zurück, denn, so argumentiert sie heute, die verschworenen Gruppenmitglieder seien genauso „hundertprozentig“ gewesen wie die Funktionäre der *Freien Deutschen Jugend* (FDJ).

14 Auch in diesem Fall sind Feindbildgenese und familialer Konflikt eng verwoben. Interessant wäre deshalb eine Rekonstruktion der Familiengeschichte. Dann könnte man vermutlich zeigen, daß die Beziehung zwischen ‚Identitätsdruck‘ und Feindbildproduktion in Claudias Fall nicht nur etwas mit ihrem familiengeschichtlichen Hintergrund in bezug auf die deutsche Teilung zu tun hat, sondern auch mit dem Umgang ihrer Familie mit der eigenen Vergangenheit im Nationalsozialismus. In einem Projekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft untersuchen wir derzeit die intergenerationalen Tradierungen der Familiengeschichte während des Nationalsozialismus (vgl. den Beitrag von Gabriele Rosenthal in diesem Heft). Dabei konnten wir feststellen, daß eine in manchen Fällen haltlose Stigmatisierung eines Elternteils als Nazi-Täter die Funktion haben kann, Verlusterfahrungen aufgrund von Scheidung zu verleugnen. Man könnte also fragen, vor welchem Hintergrund Claudias Mutter ihren eigenen Vater als „Nazi“ bezeichnet. Zu untersuchen wäre, ob der Faschismus-Vorwurf der Interviewpartnerin gegen den DDR-Staat auch die Funktion hat, sich gegen die Art aufzulehnen, wie ihre Mutter die NS-Vergangenheit ihrer Familie für sich bearbeitet hat.

15 Barbara Hille, *Familie und Sozialisation in der DDR*, Opladen 1985, 122.

Prompt sei sie nach ihrem Rückzug aus den oppositionellen Kreisen von diesen auch als „Stino“, als Stinknormale, stigmatisiert worden.¹⁶ Je mehr die DDR für Claudia an Attraktivität verliert, desto mehr gewinnt der Westen. Diese positive Identifikation erreicht ihren Höhepunkt, indem Claudia wegen eines Mannes, der in den Westen geht, einen Ausreiseantrag stellt. Sie zieht diesen allerdings ein halbes Jahr später wieder zurück, als die DDR-Oppositionsbewegung durch die Gorbatschowschen Reformen Aufwind bekommt und sie einen neuen Freund hat. Für Claudia ist das „die tollste Zeit in der DDR“. Sie argumentiert: „Auf einmal war nicht mehr alles klar.“ Es ist die Zeit des Aufbruchs, der Suche, die Zeit der Fragen. Ambivalenzen werden zugelassen, die alte Losung: „Wer nicht dafür ist, ist dagegen“ verliert an Gültigkeit. Die definatorische Frage: „Auf welcher Seite stehst du?“ wird zur offenen: „Wer will ich sein?“. Claudia Herrmann schildert diese Phase als eine, in der sie nicht mehr Opfer von Bekenntniszwängen war, sondern selbst an einer gesellschaftlichen Veränderung mitwirken konnte. Über diese Zeit des Aufbruchs erfahren wir allerdings erst im Nachfrageteil des Interviews. In der Eingangserzählung hingegen erwähnt die Interviewpartnerin ausschließlich Erinnerungen, die mit der Genese ihrer Feindbilder zu tun haben: Das dritte und letzte thematische Feld der Eingangserzählung könnte man „Wiederbelebung des West-Feindbildes“ nennen. Es wird mit einer dramatischen Erzählung über den Fall der Mauer eingeleitet. Die Grenzen sind offen und Claudia findet sich nicht mehr zurecht, zumal sie an einer Universität in West-Berlin zu studieren beginnt und sich damit einer fremden Welt ausgesetzt sieht. Wieder hat sie Angst:

„Ich denke daß ich diesen (-) diesen FEIND noch nicht losgeworden bin ne? diesen DDR Feind des bösen Kapitalismus ne? daß ich den noch sehr verinnerlicht habe, daß der existiert (...). Ich hab den noch nie getroffen wirklich diesen wirklich Bösen, ne? aber, daß ich immer noch ihn noch so vermute in so Institutionen, daß er da irgendwo sitzt, ne? also dieses wirklich ganz Böse, ne? was da irgendwo lauern muß.“

Erinnern wir uns an Claudias Lust auf „Bürgerkrieg“ mit den „Wessis“. Wenn man sich den Kontext ansieht, in den die eingangs zitierte Passage im Interview eingebettet ist, versteht man Claudias Aggressionen nicht nur als Ausdruck aktueller Verletzungen oder einer aktuellen Befindlichkeit, sondern auch im Zusammenhang mit ihrer gelebten Geschichte: Sie hat gelernt, sich Bekenntniszwängen

16 Um diesen Beobachtungen der Erzählerin weiter nachzugehen, müßte man untersuchen, inwiefern die Oppositionsgruppen im DDR-System ebenfalls dem Lagerdenken unterworfen waren und einen ähnlichen ‚Identitätsdruck‘ auf ihre Mitglieder ausübten wie die Staats- und Parteiorgane und die systemkonformen Gruppen.

zwar zu beugen, aber diejenigen zu Feinden zu erklären, die sie ihr – bei Strafe der Mißachtung – auferlegen. Ausführlich berichtet sie darüber, daß sie von ihren Westfreund/inn/en permanent korrigiert werde und das Gefühl habe, man müsse „eine hundertprozentige Linke“ sein, um anerkannt zu werden. Und sie berichtet, daß ihre Schwierigkeiten kulminieren, als sie an einer Hausarbeit über den Unterschied zwischen west- und ostdeutscher Identität schreibt. Dieses Erlebnis kann man als Metapher für den ‚verschärften Identitätsdruck‘ nach dem Fall der Mauer verstehen, den man mit den drei Fragen: „Wer bist du?“, „Wer warst du?“, „Wer willst du sein?“ umschreiben könnte. Mit diesen drei Fragen sieht sich Claudia Herrmann nicht nur beim Schreiben der Hausarbeit konfrontiert, sondern auch in anderen Alltagssituationen, nicht zuletzt auch bei unserem Interview.

„Wer bist du?“ Die Fronten Ost/West und ebenso rechts/links, Kategorien, die für die Interviewpartnerin zentrale Orientierungsmuster waren, beginnen sich mit der „Wende“ aufzulösen. Solange sie sich aber in der neuen Gesellschaft fremd fühlt, muß Claudia die Gegensätze zwischen Ost und West dramatisieren, das heißt, in ihrer Phantasie „Fraktionen bilden“, in denen sie sich noch wirklich aufgehoben fühlen könnte. Die Frage nach der Definition von ost- und westdeutscher Identität gerät in ihrer Wahrnehmung zur alten Frage des Lagerdenkens: „Wo stehst du?“ Gegen diesen Bekenntniszwang, der für sie vom Westen ausgeht, richtet Claudia ihre Aggression. Dabei verschwimmen allerdings gleichzeitig die Grenzen zwischen ihren früheren „Feinden“ und ihren Freunden im Osten.¹⁷

„Wer warst du?“ Die Frage, was ost- von westdeutscher Identität unterscheidet, wirft selbstredend auch die Frage nach der Vergangenheit auf. In einer Debatte um das Erbe der DDR, die bestimmt ist von den Kategorien ‚Opfer‘ und ‚Täter‘, hat Claudia Mühe, ihre eigene Biographie einzuordnen, denn weder war sie „hundertprozentige“ Oppositionelle noch staatstragende Parteigenossin. Und wurde sie während des Stasi-Verhörs womöglich nach West-Definition zur „Täterin“? Indem sie ihre Geschichte als Genese von Feindbildern darstellt, gelingt es der Erzählerin jedoch, sich selbst auf dramatische Weise als „Opfer“ zu präsentieren, was ihrem subjektiven Erleben entspricht.

„Wer willst du sein?“ Für die Interviewpartnerin bedeutet die aufgehobene Spaltung zwischen Ost- und Westdeutschland die Chance und Aufgabe, ihre Biographie selbstbestimmter zu gestalten. Das heißt unter anderem, daß sie sich ohne Bekenntniszwänge mit ihrer Familiengeschichte konfrontieren kann. Es ist aller-

17 Beispielsweise ist ihre größte Angst bei der Einsicht in ihre Stasi-Akten, daß sie alte Freunde verlieren könnte. Das Motiv, jemanden als Spitzel zu entlarven, scheint deshalb für sie kaum interessant zu sein.

dings auch bedrohlich für sie, gerade hier die alten Muster aufzugeben, und deswegen wird das West-Feindbild ihrer Kindheit auf so heftige Weise „mit der Wende“ virulent. Die letzte dramatische Erzählung kurz vor Ende des Interviews handelt davon, wie Claudia ihre Großmutter zum 80. Geburtstag kurz vor dem Fall der Mauer besucht. Sie reist vorzeitig wieder ab, weil sie sich mit ihrer „antibürgerlichen Garderobe“ als Fremdkörper zwischen den Verwandten fühlt. Nach dem Mauerfall hat sie bisher den Kontakt zur Westverwandtschaft vermieden.

Hans Albrecht: „Ich konnte mich schlecht daneben stellen“

Hans Albrecht wird ebenfalls 1965 geboren, in einer nordostdeutschen Stadt. Er besucht dort eine Eliteschule, wird später Offizier der *Nationalen Volksarmee* (NVA) und besteht 1989 die Aufnahmeprüfung für die *Militär-Akademie*. Mitte 1990 läßt er sich vom Fahneneid der NVA entpflichten und bewirbt sich für ein Jurastudium. Bis Februar 1992 bleibt er aktives Mitglied der *Freien Deutschen Jugend* (FDJ), seit Sommer 1992 engagiert er sich für die *Partei des demokratischen Sozialismus* (PDS).

Hans Albrecht leidet vor allem unter seinem Statusverlust, und diese Erfahrung bestimmt die Gegenwartsperspektive, aus der er sich an sein bisheriges Leben erinnert. Dabei geht es nicht allein darum, daß sich die NVA, als deren Offizier Albrecht zur Elite des DDR-Staates gehörte, aufgelöst hat, sondern darum, daß genau die Art seiner beruflichen Profilierung in der DDR, nämlich die Arbeit in einem Kollektiv, in der individualisierten Leistungsgesellschaft nicht mehr anerkannt wird. Hans Albrecht hat die Arbeits- und Leistungsideologie verinnerlicht, die gerade in den siebziger und achtziger Jahren in der DDR an Bedeutung gewann: Arbeitsethos wurde zum Ausdruck von Loyalität gegenüber Partei und Staat,¹⁸ und Hans Albrecht, das zeigen alle Passagen des Interviews, war ein vollständig loyaler Funktionsträger. Daß gerade die Leistungsideologie für ihn zu DDR-Zeiten mit einem ‚Identitätsdruck‘ verbunden war, manifestiert sich im Text nicht nur inhaltlich, sondern auch in der Form seiner biographischen Selbstdarstellung.

Auf meine Eingangsfrage nach seiner Lebensgeschichte und seinen „persönlichen Erlebnissen“ antwortet Hans:

18 Antonia Grunenberg hat die Leistungsideologie in der DDR näher untersucht. Sie schreibt: „Arbeit wird zum Bestandteil sozialistischer Ideologie, weil positive Arbeit für Gesellschaft und Staat zugleich als Arbeit für den Sozialismus gilt.“ S. Antonia Grunenberg, *Aufbruch der inneren Mauer. Politik und Kultur in der DDR 1971–1990*, Bremen 1990, 230.

„Meine persönlichen Erlebnisse in meinem Leben /ja/ es bestand ja fast nur daraus hä ich meine ich /mhm/ konnte mich schlecht daneben stellen /mhm/ tja also ich bin (-) ordnungsgemäß in den Kindergarten gegangen in die Kinderkrippe (-) das war bei meinen Geschwistern noch nicht so der Fall bei meinen älteren Schwestern. Aber bei mir dann (-) nja fünfundsechzig geboren (-) war das dann in K. vorhanden. Kinderkrippe, Kindergarten, Schule, das war auch gleich so ein Komplex. Nacheinander, der Weg wurde immer kürzer.“

Hans Albrecht konnte sich nur schlecht neben ein „ordnungsgemäßes“ Leben in der DDR stellen. „Ordnungsgemäß“ bedeutet für ihn, einem DDR-sozialistischen Musterlebenslauf zu folgen: „Kinderkrippe, Kindergarten, Schule das war so ein Komplex“, sagt er und erklärt später, seine Laufbahn sei bis zum Abitur „vorprogrammiert“ gewesen. In der Textfolge wird deutlich, daß Hans Albrecht die Leistungsbereitschaft und eine politisch eindeutige Haltung von seinen Eltern abverlangt wurden, und zwar in einer Ausschließlichkeit, die keine Alternativen zuließ. Um seine Lebensgeschichte besser verstehen zu können, muß man auch sie in den Kontext der Familiengeschichte einbetten: Hans Albrecht weiß kaum etwas über die Geschichte seiner Familie und muß, nachdem ich ihn gebeten habe, mir etwas über diese zu erzählen, erst bei den Eltern anrufen, um Details zu erfragen. Ohne daß ich mit meiner Frage auf das Thema Nationalsozialismus fokussiert hätte, stellt sich dabei heraus: Nach ihrer Selbsteutung haben Hans Albrechts Eltern mit dem Eintritt in die *Sozialistische Einheitspartei* (SED) – als Bekenntnis zum Antifaschismus – mit der aktiven Familienvergangenheit im Nationalsozialismus gebrochen. Hans' Großvater mütterlicherseits war bereits zu NS-Zeiten Kommunist, wovon Hans' Vater nichts wissen will. In diesem – kommunistischen – Zweig der Familie wird vor allem die Rolle des Großvaters väterlicherseits hinterfragt, der als Fabriksbesitzer während des Krieges Zwangsarbeiter beschäftigt hat. Auch hier gelten Mitgliedschaft bei der SED und der „stalinistische“ Großvater, der in den fünfziger Jahren in regelmäßigen sonntäglichen Gesprächen den Pfarrer zur SED habe bekehren wollen, als Zeichen für die Bearbeitung der eigenen Verstrickung. Daraus können wir entnehmen, daß in dieser Familie ein „ordnungsgemäßes“ Leben zu führen für den Enkel hieß, sich eindeutig und parteilich auf die Seite des DDR-Sozialismus zu stellen.

Ganz im Gegensatz zu Claudia Herrmann kann Hans Albrecht seine individuelle Lebensgeschichte, seine „persönlichen Erlebnisse“, gar nicht so ohne weiteres erzählen. Obwohl er in der ersten Sequenz ankündigt, sein Leben habe „nur“ aus „persönlichen Erlebnissen“ bestanden, beginnt er eben nicht mit einer Erzählung, sondern mit einem Bericht über die „ordnungsgemäßen“ Umstände seiner Kinder-

zeit. Bei der Textanalyse zeigt sich allerdings, welche Funktion die wenigen Erlebnisse haben, die Hans Albrecht im Interview tatsächlich erzählt und aus denen, nehmen wir den Interviewanfang wörtlich, sein „Leben bestand“. In jeder dieser Erzählungen geht es darum, wie Hans „aneckt“, und zwar weil er individuelle Leistungen erbringen will: Einmal gestaltet er in besonders aufwendiger Weise eine Wandzeitung in der Schule – daraufhin wird ihm mangelnde Eindeutigkeit in der Friedensfrage vorgeworfen. Ein anderes Mal diskutiert er in einer Kirchengemeinde und verteidigt die sozialistische Friedenspolitik – er wird zum Direktor zitiert, weil er ohne Parteiauftrag die Initiative ergriffen hat. Immer enden die Erzählungen damit, daß Hans aufgrund des ‚Identitätsdrucks‘, dem er von seiten der Autoritäten ausgesetzt ist, versucht, die Widersprüchlichkeiten und Ungereimtheiten, auf die er gestoßen ist, in einem eindeutigen Weltbild aufzulösen:

„Wenn ich was nich verstanden hab dann hab ich gefragt, dann=hab ich so lange hinterfragt, bisses mir klarmachen konnten oder eben bis ich merkte, daß ses mir nich klarmachen können (-) na:ja: okay (-) wenn derjenige nich kann (-) das sin dann auch bloß alles Menschen.“

Hans Albrecht führt alles, was er nicht versteht, auf seine eigene Begriffsstutzigkeit oder auf die „persönlichen Schwächen“ derjenigen zurück, die es ihm nicht besser erklären können. Deren Handlungen und Ideologie nimmt er jedoch trotz aller Fragen hin. Für ihn sind diejenigen, die von ihm verlangen, sich eindeutig zu positionieren, keine Aggressoren, wie für Claudia Herrmann, sondern Korrektoren, die ihm helfen, sich richtig zu verhalten.

Erst mit Hilfe des NVA-Kollektivs gelingt es ihm, sich den Ungereimtheiten weitgehend zu entziehen. Die Alternativlosigkeit, mit der diese Berufsperspektive im Interview erscheint, und die Eindeutigkeit, mit der ihn seine Eltern dabei unterstützen, läßt vermuten, daß Hans Albrecht in seiner Familie den ‚Auftrag‘ übernimmt, den eindeutigen Bruch mit der NS-Vergangenheit zu garantieren. Für ihn ist es jetzt leichter, sich gegen Fragen abzuschotten: nach innen durch die Kasernierung, nach außen durch das Verbot von West-Fernsehen und West-Reisen für Armeeangehörige. In der NVA hat er klar definierte Feinde: die Oppositionsbewegung in der DDR und den Imperialismus der Westmächte. Während für Claudia Herrmann allerdings die Feinde in Bildern konkretisiert und personifiziert sind (man denke an die „Westler“, die an der Mauer stehen und die DDR-Leute hinterrücks erschießen, oder an den Stasi-Offizier), erlebt Hans Albrecht die Bürgerbewegung am Fernsehschirm in der Kaserne und deutet sie als „übersteigerten Herdentrieb“. Er hat auch, wie er sagt, „den Westmenschen nich soweit konkre-

tisiert“. Seine Feinde sind anonym: als diffuse Masse oder als Institutionen (die *Bundeswehr* und die NATO). Sie haben die Funktion, das Kollektiv zusammenzuschweißen, und können bei Bedarf leicht ersetzt beziehungsweise über die politische Wende hinaus ‚gerettet‘ werden. Eine face-to-face-Beziehung mit den Feinden kann gar nicht aufgenommen werden, weil diese als gesichtslose Herde entmenschlicht sind. Und wenn sie – wie nach dem Mauerfall – zu konkreten Personen werden, ist eine „Konfrontation“ mit ihnen zu beängstigend. Hans Albrecht muß auch im vereinigten Deutschland versuchen, sich abzuschotten. Ihm gelingt es trotzdem, das NVA-Kollektiv zu verlassen, ohne in eine biographische Krise zu geraten.

In der Retrospektive teilt der Interviewpartner sein Leben in die Zeit der „persönlichen Schwächen“ und die Zeit der „systemimmanenten Schwächen“. Er berichtet, wie ihm mit dem Fall der SED-Autoritäten im Herbst 1989 beziehungsweise mit den Enthüllungen über deren Machenschaften die Fehler des Systems bewußt werden. Er diagnostiziert selbst in der Parteiführung die geringe Zahl der Leistungsbereiten. Bemerkenswerterweise fällt in seiner Darstellung diese Zeit der „systemimmanenten Schwächen“, in der er auch seine eigene Blindheit gegenüber den Zuständen kritisch reflektiert, mit seinem ersten und letzten Jahr als ausgebildeter Soldat bei der NVA zusammen. Im thematischen Feld der „persönlichen Schwächen“ hingegen berichtet er über sein Leben vor dieser Zeit. Dabei meint Hans Albrecht mitnichten die eigenen Fehler, denn wie er immer wieder betont, habe er selbst „keine Schwäche gezeigt“. Er meint die Schwächen derer, die den real existierenden Sozialismus nicht besser zu begründen wußten, sei es weil sie dazu unfähig, sei es weil sie Karrieristen waren. Diese nachträgliche Periodisierung ist die ‚Reparaturstrategie‘, mit der Hans Albrecht vermeiden kann, daß er sich „neben“ seine Vergangenheit stellen, das heißt seinen „ordnungsgemäßen“ Lebensweg kritisch reflektieren muß. Die Zeit des schlecht umgesetzten DDR-Systems reduziert sich für ihn auf das Jahr zwischen Herbst 1988 und Herbst 1989, seine Zeit als Offizier der NVA. Davon kann er sich distanzieren, indem er sich von der NVA entpflichten läßt. Gleichzeitig gelingt es ihm, sein altes Kollektiv durch ein neues – die fdj¹⁹ – zu ersetzen und damit eine Krise zu vermeiden. Hans Albrecht stellt seine Leistungskraft nun in den Dienst der internationalen Politik und beschäftigt sich mit den globalen Problemen. Als auch die fdj zu zerfallen beginnt, findet er bei der PDS eine neue Orientierung. In einem Arbeitskreis zu internationalen Problemen mit außenpolitischen Experten der ehemaligen DDR, die er als

19 Auf ihrem Programmkongreß im Herbst 1990 dokumentierte die FDJ ihre organisationspolitischen Veränderungen, indem ihre Mitglieder beschlossen, den Namen der Organisation fortan klein zu schreiben: fdj.

Jura-Student in den ersten Semestern als richtungweisende Autoritäten anerkennt, gelingt es ihm, auch weiterhin Kollektiv und Leistung zu verbinden²⁰ und – abgeschottet in der Gemeinschaft – sein altes Weltbild zu bewahren. Da aber die alten Kollektive sich aufzulösen beginnen und Hans mit den neuen Anforderungen der individualisierten Leistungsgesellschaft konfrontiert ist, erinnert er im Interview die „persönlichen Erlebnisse“ seines Lebens, bei denen er „aneckte“, das heißt: aus dem kollektiven Rahmen fiel. Während er sich damals zu einer kollektiven Identität bekennen mußte, ist er heute erneut einem ‚Identitätsdruck‘ ausgesetzt, bei dem er allerdings zunehmend auf seine selbständige Orientierung verwiesen ist.

Zwei ‚Generationseinheiten‘ derselben Generation?

Die Lebensgeschichten von Hans Albrecht und Claudia Herrmann sind zwei vollkommen unterschiedliche biographische Antworten auf die Handlungsprobleme im Rahmen des DDR-Staates und in der Nachwendegesellschaft. Während Hans Albrecht in der Offizierslaufbahn eine Möglichkeit fand, sich gegen alle Widersprüchlichkeiten des Systems abzuschotten, und es ihm damit gelang, zur Funktionselite des Staates zu gehören, wurde Claudia Herrmann in die Rolle der gefährlichen Oppositionellen gedrängt und der DDR-Staat ihr zunehmend zum Feind. Während Hans sich auch nach der Wende abschottet, setzt sich Claudia sehr emotionsgeladen mit ihren neuen Feinden, den „Westmenschen“, auseinander. Wie die Rekonstruktion der Fallgeschichten zeigt, waren beide Interviewpartner/innen bereits zu DDR-Zeiten einem ‚Identitätsdruck‘ ausgesetzt, auf den sie unterschiedlich reagierten. Dieser ‚Identitätsdruck‘ verschärfte sich unter den Wendebedingungen und wird deshalb in beiden Fällen zum strukturierenden Moment der lebensgeschichtlichen Darstellung. Es läßt sich also fragen, ob Claudia Herrmann und Hans Albrecht – mit Karl Mannheim gesprochen²¹ – unterschiedlichen ‚Generationseinheiten‘ derselben ‚Generationslagerung‘ angehören, die sich mit den Wendeerfah-

20 Eine der wenigen soziologischen Studien zu NVA-Soldaten ist die von Georg-Maria Meyer. Der Autor stellt nach seiner Befragung von NVA-Offizieren im Juni 1990 fest, daß sich die meisten in einer Sinn- und Existenzkrise befinden, die sie als Niederlage deuten. Meyer rekonstruiert allerdings nicht, mit welchen Themen das Gefühl der Niederlage verknüpft ist. Damit muß offen bleiben, warum „nur wenige radikal mit der ‚reinen Lehre‘ des Marxismus“ brechen und auch wie die Offiziere sich eine neue Zukunftsperspektive eröffnen. Vgl. Georg-Maria Meyer, Vom Klassenfeind zum Kameraden? Soziale Deutungsmuster von Offizieren der Nationalen Volksarmee (NVA), in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 36 (1990), 32–39.

21 Karl Mannheim unterscheidet zwischen ‚Generationslagerung‘, ‚Generationszusammenhang‘ und ‚Generationseinheit‘. Mit ‚Generationslagerung‘ meint er die Gemeinsamkeit, zur selben Zeit

rungen zum ‚Generationszusammenhang‘ formieren. Die Forschungsliteratur legt dies nahe: Die Geburtenkohorten der in den sechziger Jahren geborenen DDR-Bürger/innen gelten als Repräsentant/inn/en eines „Mentalitäts- beziehungsweise Wertewandels“²² und als Agent/inn/en eines sich mit dem „Generationenwechsel“ vertiefenden Schismas zwischen „offizieller“ und „dominanter beziehungsweise oppositioneller“ politischer Kultur in der DDR²³. Diese Veränderungen hätten, so diverse Sozialwissenschaftler/innen, zum Ende des DDR-Staates maßgeblich beigetragen. Die in den sechziger Jahren Geborenen werden also in gewisser Weise als maßgebliche Träger/innen jener Prozesse benannt, die zur politischen Wende geführt haben. Die Soziologen des ehemaligen DDR-Instituts für Jugendforschung vermuten darüberhinaus, daß sich aufgrund des gesellschaftlichen Umbruchs eine „Generationsgestalt“ der in der DDR aufgewachsenen Jugend bilden werde. Sie „wird auf lange Zeit spezifisch geprägt sein, spezifisch reagieren, wird eine spezifi-

im selben historisch-sozialen Raum geboren zu sein. Gemeinsam muß den Angehörigen eines ‚Generationszusammenhangs‘ aber auch die geistige und soziale Auseinandersetzung mit demselben, „sie alle betreffenden historisch-aktuellen Schicksal“ sein. M. a. W., eine ‚Generationslagerung‘ wird erst dann zum ‚Generationszusammenhang‘ (und das ist es ja, was wir gemeinhin mit dem Begriff Generation unterstellen), wenn sie etwas erlebt, aus dem sie gemeinsame Erfahrungen zieht. Die Abgrenzung zu anderen ‚Generationslagerungen‘, die ja am selben „Schicksal“ teilhaben können, realisiert Mannheim über das „Phänomen der Erlebnisschichtung“: „(...) es ist ganz entscheidend für ein und dieselbe ‚Erfahrung‘ und deren Relevanz und Formierung, ob sie von einem Individuum erlebt wird, das sie als einen entscheidenden Jugendeindruck, oder von einem anderen, das sie als ‚Späterlebnis‘ verarbeitet“. Als ‚Generationseinheit‘ schließlich beschreibt Mannheim diejenigen, die die gleiche Form der Auseinandersetzung wählen. Vgl. Karl Mannheim, Das Problem der Generationen, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 7 (1928), 181 u. 311.

22 Dazu beispielsweise die erst nach der Wende veröffentlichten Untersuchungen des Zentralinstituts für Jugendforschung, Leipzig: Walter Friedrich, Mentalitätswandlungen der Jugend in der DDR, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 16–17 (1990), 25–37; Peter Förster u. Walter Friedrich, Ostdeutsche Jugend 1990 I u. II, in: Deutschland Archiv 4 (I) u. 7 (II) (1991), 704 f.; Wolfgang Kühnel, Doppelte Identität. Jugendliche im Vereinigungsprozeß, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 11 (1991), 1334; Grunenberg, Aufbruch der inneren Mauer, wie Anm. 18; Christiane Lemke, Die Ursachen des Umbruchs 1989. Politische Sozialisation in der DDR, Opladen 1991.

23 Mit der These von der „politischen Doppelkultur“ der DDR-Gesellschaft versucht Christiane Lemke den Prozeß zu beschreiben, der von Anfang an die DDR-Gesellschaft unter dem Deckman-

sche Generationsmentalität besitzen und in ihrem Alltagsverhalten zum Ausdruck bringen.“²⁴

Insbesondere die Rekonstruktion der Fallgeschichte von Hans Albrecht legt jedoch nahe, daß keineswegs alle der in den sechziger Jahren geborenen jungen Erwachsenen einen radikalen Mentalitäts- und Wertewandel vollzogen haben. Wenn sich überhaupt von ‚Generation‘ sprechen läßt, so kann nur ein Handlungstyp dieser Generation gemeint sein, den man gegebenenfalls als ‚Generationseinheit‘ des Wertewandels bezeichnen müßte. Am Beispiel der Fallgeschichte des Offiziers läßt sich zeigen, daß eine andere ‚Generationseinheit‘ diejenigen bilden, die bis zuletzt in besonders eindeutiger Weise für den DDR-Staat Partei genommen haben.

Die beiden Fallgeschichten deuten auch darauf hin, daß es ein „Schisma“ – im Sinne einer mangelnden Verständigung – offenbar nicht nur zwischen den Sphären der politischen Kultur gab, sondern insbesondere auch zwischen unterschiedlichen sozialen Typen, die die DDR-Gesellschaft hervorbrachte. Umso dramatischer erscheint, daß selbst innerhalb derselben Geburtenkohorte ein Dialog zwischen bestimmten sozialen Typen aufgrund des ‚Identitätsdrucks‘ unmöglich wurde und sich diese letztendlich zu Feinden erklären mußten. So gesehen scheiterte die politische Sozialisation in der ehemaligen DDR weniger, weil die politisch-ideologische Erziehung nicht an die nachfolgenden Generationen vermittelt werden konnte, wie Christiane Lemke meint, sondern vielmehr, weil die Gestaltungsspielräume der Akteure eingeengt wurden, was auf den eklatanten Mangel an Demokratie verweist. Versteht man Aggression und Abschottung als zwei Reaktionsweisen, die bereits in der DDR-Gesellschaft herausgebildet wurden und sich unter den Wendebedingungen fortsetzten, wird man auf die Gefahr aufmerksam, die sie für den demokratischen Dialog bedeuten. Zwischen beiden Reaktionsweisen gibt es allerdings einen fundamentalen Unterschied. Im Falle der Aggression kann der ‚Iden-

tel scheinbar umfassender totalitärer Herrschaft unkontrolliert veränderte. Theoretisch trennend beschreibt sie die „offizielle politische Kultur“ als die Sphäre der Herrschaftsideologie und deren versuchter Umsetzung sowie die „dominante politische Kultur“ als die Sphäre, die „tatsächlich im Alltag und in der Privatsphäre das Verhalten der Bevölkerung dominierte“, s. Lemke, Die Ursachen, wie Anm. 22, 43. Die politische Doppelkultur sei das Resultat eines „Herrschaftsarrangements“ gewesen, ihre Existenz gleichsam genuin mit der Herrschaftslegitimation der Staats- und Parteiführung verbunden. Lemke geht davon aus, daß im Zuge des „Modernisierungsschubs“ und des „Generationenwechsels“ die Träger/innen des Systems nicht vermochten, das Konzept der politisch-ideologischen Erziehung nachhaltig zu verankern, und deshalb der Einfluß der „dominanten“ beziehungsweise der „oppositionellen politischen Kultur“ gegenüber der „offiziellen Kultur“ weiter zunahm und dabei das „Herrschaftsarrangement“ der politischen Doppelkultur aus dem Gleichgewicht geriet.

24 Förster u. Friedrich, Ostdeutsche Jugend, wie Anm. 22, 349.

titätsdruck', der in Ost-West-Beziehungen zwangsläufig zum Thema wird, manifest gemacht, damit auch emotional ausgetragen und somit die Veränderung des Ost-West-Verhältnisses möglich werden. Im Falle der Abschottung hingegen findet kein Dialog statt, die Angst vor dem Fremden bleibt Produkt der Phantasie, abstrakte Feindbilder können aufrechterhalten werden und sind ein Herd für Vorurteile und latente Aggression.

Die Rekonstruktion der Fallgeschichten hat gezeigt, daß die Problematik, der beide Akteure ausgesetzt sind, der sich unter den Wendebedingungen *verschärfende Identitätsdruck* ist. Offen bleibt, ob diese Erfahrung auch DDR-Bürger/innen anderer Generationen gemein ist. Wie deutlich wurde, steht allerdings die Dramatik, mit der beide Interviewpartner/innen in der DDR- und in der Nachwendegesellschaft ihre Biographie zu gestalten versuchen, nicht nur in Zusammenhang mit dem geteilten Land, in dem sie aufgewachsen sind, nicht nur mit den sich verengenden Gestaltungsräumen während ihrer Kindheit und Jugend, sondern auch in Zusammenhang mit der Geschichte ihrer Familien. Viel spricht dafür, daß sie biographisch eine zumindest andere Form des ‚Identitätsdrucks‘ bearbeiten müssen als ältere oder jüngere Jahrgänge.

Der ‚Identitätsdruck‘ scheint dabei auch Resultat einer Familiendynamik zu sein, die eng verwoben ist mit der Zeit des Nationalsozialismus und des Kalten Krieges. Die Familiengeschichte während dieser Zeit hat offenbar strukturbildenden Einfluß auf die Biographien dieser jungen Erwachsenen. Um mehr über die Generationsspezifika aussagen zu können, müßten deshalb nicht nur weitere Fallgeschichten älterer oder jüngerer Jahrgänge rekonstruiert werden, sondern sich der Blick auch auf die Tradierungsprozesse innerhalb von Familien richten. Zwangsläufig würde sich dabei die Untersuchung auf die westdeutschen Teile der Familien ausweiten. Ein intergenerationeller Vergleich könnte sich schließlich den Fragen zuwenden, welche Varianten der Bearbeitung und Verleugnung der NS-Vergangenheit und der Vergangenheit des Kalten Krieges sich in beiden Nachkriegsdeutschlands ausformten und wie diese aufeinander bezogen waren. Nicht zuletzt könnte dies weitere Aufschlüsse über die deutsch-deutschen Spannungen im Zuge des Vereinigungsprozesses ergeben.